

81)

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richerin. Uebersetzt von S. L.

Ich zweifelte ebenfalls nicht daran, wir hatten während dieser sechs Tage Paul schon ein wenig auf diesen Gedanken vorbereitet. Wenn wir im Luxemburg unsere Spaziergänge machten, die ihn immer mehr kräftigten, warfen wir einen Röber aus:

„Dieser wunderbare Frühling, wie herrlich würde es sein, ihn auf dem Lande zu verbringen!“

Und er biß leicht darauf an. Cesarine schmeichelte sich sogar mit der Hoffnung, ihn fortführen zu können ohne gezwungen zu sein, ihm den Brief zeigen zu müssen. Indessen mußte sie darauf verzichten, als er uns eines Abends entschieden erklärte:

„Alles in allem, das Land wiegt für mich nicht diesen Garten auf, wo ich bei Euch meine Gesundheit wiedergefunden, wo wir uns geliebt haben, wo endlich das Glück meinem elenden Dasein geblüht hat. Ihn jetzt zu verlassen, irgend einem anderen Orte vor ihm den Vorzug zu geben, erschiene mir wie eine Undankbarkeit.“

Um ihn völlig zu überzeugen, hätten wir mehr Mühe haben müssen. Aber die Zeit fehlte uns dazu. Der Passirschein hatte nur bis zum 8. Mai Gültigkeit und wir hatten schon den 6. Wir mußten also zu dem Staatsstreich mit dem Briefe, wie Cesarine es nannte, unsere Zuflucht nehmen; gewiß ein verzweifeltes, aber, wie wir glaubten, wirksames Mittel, das den Willen Paul's unfehlbar erweichen mußte.

Cesarine war von dem Gelingen so überzeugt, daß sie bereits die Anordnungen für die letzten Details der Abreise getroffen hatte. Als ich am 7. Mai frühzeitig ankam, fand ich unten im literarischen Kabinet den Vater Miklos, wie er gerade Savarot die Sachen auseinanderlegte, indem er dabei auf zwei geschürzte Koffer und ein Packet Decken zeigte.

„Aber, lieber Gott, das ist doch nicht zu glauben“, seufzte Savarot. „Sie wollen gleich abreisen, positiv gleich? Und um mir das mitzubeugen, hat mich Cesarine aus dem Schlaf klingeln lassen?“

„Ja, dazu“, antwortete der General, und um Ihnen die Schlüssel anzuvertrauen.“

Savarot hatte mich gar nicht eintreten gehört, so bestürzt war er. Als er mich bemerkte, rief er:

„Das ist nicht der Fall, nicht wahr? Cesarine geht nicht weg, um . . . um sich so zu retten? Und mit . . . mit . . .“

„Gehen Sie rasch hinaus“, sagte mir Miklos, ihn unterbrechend. „Cesarine hat mir aufgetragen, Sie sogleich hinaufzusenden, sowie Sie ankämen. Alles ist bereit, wie Sie sehen. Ich brauche nur noch einen Wagen holen zu lassen. Kommen Sie mit mir, Herr Savarot.“

„Aber“, wandte der gute Mann ein, „Sie haben nicht nachgedacht . . . Ich kann nicht annehmen, daß Sie zugestimmt haben . . .“

„Da Cesarine es will . . .“, antwortete sanft der General, indem er seinen wilden Schnurrbart zaufte.

Und während er den ganz fassungslosen Savarot nach dem Pantheon mit sich zog, sprang ich eilends die Treppen hinauf und bewunderte wieder, wie sich alles vor diesem energischen Mädchen beugte, dem zu gehorchen ich mich selbst beeilte, und dem gewiß auch Paul keinen Widerstand entgegenzusetzen würde.

„Das Geschäft ist halb besorgt“, sagte sie mir beim Oeffnen der Thür. „Ich habe soeben Paul mitgeteilt, daß wir einen Passirschein und Geld haben. Er weiß auch, daß wir nur von Mitgefühl für ihn geleitet, von dem Briefe Kenntniß genommen haben und welchen Schrecken dieser Brief in mir hervorgerufen hat. Denn ich habe ihn seinen Inhalt ahnen lassen. Die so gefährlichen, so drohenden Ausdrücke werden ihn vollends zum Entschlusse bringen. Es scheint mir sogar, als ob er, nachdem ich ihn so vorbereitet habe, den Schlag besser anhalten wird, als ich geglaubt hatte. Er ist nicht außer sich gerathen. Er hat eine fast ruhige Miene.“

Das flüsterte sie mir alles rasch in das Ohr, als ich eintrat. Paul schien mir in der That außerordentlich ruhig. So ruhig, daß mich seine Ruhe beunruhigte. Seine Augen schienen noch größer und sie sahen matt und zugleich verstört aus. Um seinen

Mund hatten sich bittere Falten gelegt, der ganze Körper schien gespannt. Sein Gesicht war von erschreckender Starrheit und Härte. Es sah aus, als sei es von Wachs. Es hatte nicht bloß dessen weiße Todtenblässe, sondern auch dessen trockene, starre, geronnene Linien. Ich ließ mich durch diese, anscheinend nur äußerliche und oberflächliche Ruhe nicht täuschen. Offenbar raffte sich sein ganzes Wesen zusammen, konzentrierte sich auf einen Punkt. Ich hatte die deutliche Empfindung von jener schweigenden, geladenen und schlafenden Windstille, in der der Gewittersturm brütet und sich sammelt, ehe er losbricht.

„Gieb mir diesen Brief!“ sagte er mir sofort und mit heftigem Tone, ohne auch nur meinen Gruß zu erwidern.

Nur an der Art, wie er ihn ergrieff und mit fiebernder, nervöser Hand entfaltete, fühlte ich seine innere Aufregung. Ein wilder Blick schoß aus seinen Augen und deutete an, daß der Sturm sich entfesseln wollte. Cesarine verstand ihn, ebenso wie ich. Sie sah mich an; ihr Herz pochte, und sie war zu Tode erschrocken. Sie hatte Lust mir zu sagen:

„Was haben wir gethan?“

Aber es war zu spät, schon lag er. Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Die Muskeln seiner Stirn, seiner Wangen, seiner Lippen krampften sich zusammen, kurze Nervenzuckungen durchzogen sie. Seine Augenlider zwinckten, obwohl er mit hoch gezogenen Augenbrauen diese ruckweisen Zuckungen aufzuhalten suchte. Seine Finger zitterten so stark, daß es aussah, als ob sie das Blatt nicht hielten, sondern es rieben, als ob sie sich nicht enthalten könnten, es zu zerreißen.

Und plötzlich rief er mit einer gewaltigen, donnernden Stimme, die ich an ihm nicht kannte, und die ihm die Brust zu zerreißen schien:

„Nein, nein, ich werde nicht gehen, ich werde nicht gehorchen! Nein!“

Cesarine wollte ihn um den Hals fassen und ihn flehentlich küssen. Er stieß sie beinahe heftig zurück. Er ging mit großen Schritten auf und ab, schwenkte den Brief und rief fortwährend:

„Nein, nein, niemals! Er hält mich also für einen Feigling? Nun wohl! Ich werde sehen, ob er den Muth hat, mich zu tödten! Auch mich . . .!“

Mehrere Male wiederholte er mit Schrecken dieses „Auch mich!“ Wir selbst waren von Schrecken erfaßt und wagten nicht, ihn zu unterbrechen. Er war außer sich, schäumte vor Wuth, er schien wahnsinnig. Er warf plötzlich den Brief auf den Tisch und schlug ihn mit der Faust, wie wenn dieses leblose Ding ein Wesen wäre, dem er seinen Haß ins Gesicht spie, er beugte sich über ihn und rief ihm mit heiserer, pfeifender Stimme zu:

„Mörder! Mörder!“

Dann waren seine Kräfte erschöpft, und er brach mit lautem Schluchzen zusammen. Wir hatten kaum Zeit, ihn in unseren Armen aufzufangen, ich führte ihn, trug ihn beinahe zu seinem Fauteuil, wo er schauernd in sich zusammenank. Cesarine streichelte ihm leise die Haare, küßte sein Gesicht, als ob es ein ohnmächtiges Kind sei und flüsterte ihm zu:

„Paul, Paul, sprich zu uns! Sprich zu Deinen beiden einzigen Freunden, die Dich lieben. Wir wollen die Qualen mit Dir theilen, die Du leidest. Wir haben ein Recht darauf. Es wird Dich beruhigen, wenn Du uns Dein schreckliches Geheimniß anvertraust. Was es auch immer sei, Du kannst nicht unrecht haben. Wir geben Dir im Voraus recht. Sprich, sprich, mein armer Geliebter. Sprich, Du mußt! Und weine! Du brauchst Thränen!“

Und unter den liebenden und zugleich mütterlichen Liebkosungen, unter der Wärme ihrer langen Küsse unter der umschmeichelnden, magnetischen Suggestion dieser zarten, eindringlichen Worte, die sie heiß, fast Mund an Mund flüsterte, begann der Krampf, der seinen Körper zusammenzog, sich wieder zu lösen. Eine weiche Hingabe breitete sich über seine entkräfteten Glieder aus. Tiefe Seufzer entstrangen sich seiner Kehle und zerrissen seine Brust. Und endlich ergoß sich sein bedrücktes Herz in einem Thränenstrom, und mit den Thränen kam zugleich sein Geheimniß heraus, wie mit dem Blute und dem Eiter einer alten geschlossenen Wunde, die plötzlich aufbricht, das Stück Eisen heraustritt, das in der Wunde eingeroftet war.

Zuerst unter Schluchzen, aber dann unter heftigem Auf-

brodeln, wie wenn zusammengepreßtes Wasser durch einen Riß entweicht, entranzen sich die gestotterten, abgehackten und nichtsdestoweniger ungestümmen Worte seinen Lippen. Unzusammenhängend folgten die Worte aufeinander, bald wurden sie durch Erklärungen und Ausrufe verstärkt, bald drängten sie von dem Faden ab, um sich dann wieder um so stürmischer vorwärts zu stürzen. Wie sich endlich unter den verwirrten Sätzen, den haßerfüllten Aufschreien, den bitteren Klagen, den verzweifelten Erinnerungen, den Auslassungen das ungeheuerliche Geheimniß vor uns enthüllte, das weiß ich in der That nicht mehr und es wäre mir ganz unmöglich, es so wiederzugeben. Um mir diese Details zu merken, dazu lockte es selbst zu stark in mir, dazu war ich selbst zu sehr von angstvoller Beklemmung und schmerzlicher Neugier erfaßt, zu sehr von durcheinanderschweifenden Gedanken und sich gleichzeitig widersprechenden Empfindungen, die diese Enthüllungen in mir hervorriefen, in Anspruch genommen. Ich kann diese tragische Geschichte nur resumiren; und ich gebe sie hier fast nur auf ihren Inhalt zusammengefaßt:

Im Jahre 1853 war Herr von Roncieux Lieutenant und seit drei Jahren verheirathet. Irgendwie war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Frau ihn hinterginge und nun hatte er sich in einer ganz eigenthümlich schrecklichen Weise gerächt, nicht wie ein leidenschaftlicher Mensch, den ein blinder Wuthanfall fortreißt, sondern als unerbittlicher Richter: kalt und methodisch. Er hatte keine Vorsichtsmaßregel verabräumt, um seiner Ehre Genugthuung zu verschaffen. — So stellte uns wenigstens Paul die Dinge dar, und man muß wohl zugeben, daß die Umstände, die er anführte, diese Auslegung rechtfertigten. Paul stellte sie nach den Verhandlungs-Berichten über diese Angelegenheit dar, Berichte, von denen er vor zwei Jahren durch ein Packet alter Zeitungen, die ihm, wie er vermuthete, von seiner sterbenden Stiefmutter zugestellt worden waren, Kenntniß erlangt hatte. Aus diesen Berichten, und obwohl der Mörder von den Geschworenen freigesprochen worden war, ging eins deutlich hervor, daß der Mord wohlü berlegt und mit außerordentlicher Grausamkeit begangen worden war. Herr v. Roncieux hatte zunächst Sorge getragen und sich die Zeit dazu genommen, seinen ordentlichen Abschied zu erhalten, ehe er, durch die Gesetze der militärischen Rangordnung daran verhindert werden zu können, den muthmaßlichen Geliebten, seinen eigenen Bataillonschef, zum Duell herausforderte. Er hatte drei Wochen warten müssen, ehe diese Formalitäten erledigt waren. Dann erst hatte sich Herr von Roncieux gerächt, und mit welcher Wildheit! Nachdem das Duell beendet war, und während sein Gegner, von der Kugel mitten in die Brust getroffen, noch auf dem Kampfplatze röchelte, hatte sich Herr von Roncieux nach Hause begeben und seine Frau mit einem gleichen Schuß, ebenfalls mitten in die Brust, mit demselben Pistol, das er bis an die Mündung von neuem geladen hatte, getödtet. —

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

— Es hat sie doch tiefer getroffen, als sie verlauten ließen. Die andern, sie haben einen Geschenktwurf begraben, der ihnen in ihrer Vereinsthätigkeit Hemmungen, Verdrießlichkeiten und Aergernisse hätte bereiten können, den Junkern rechts der Elbe, den Industriekönigen an der Saar, am Rhein und in Westfalen sind mit der Verwerfung der Vereinsvorlage sehr annehmbare Annehmlichkeiten und Vortheile den Bach hinabgeschwommen. Ruhige Wahlen zum preussischen Landtage und zum Reichstage und eine bestimmte Anzahl Mandate wären ihnen todtsicher gewesen, hätte man den Antrag zum Gesetze erhoben. Deshalb haben sie sich auch so schwer in die Stränge gelegt: Krautjunker und Bündler, Land-Magnaten und Eisen-Barone und der verwegene hannoversche Hahn. Aus den Weltbädern und aus Sommerfrischen, aus kühlen, lauschigen Wäldern und von der See her sind sie in diesem Sommer immer wieder nach dem verhassten Berlin geeilt, diesen „Wasserkopf“, wie sie sagen, um die Vereinstarre über den Berg zu bringen. Sie, denen sonst der Parlamentarismus so verhaßt ist, wie dem Mädchen die Spinne, haben ausgehalten in der Gluthitze, haben parlamentirt, geschachert und gehandelt, und eine halbe Million daran gesetzt, damit ihr Wille geschehe. Wie schwer ist es sonst, aus ihnen einige Tausende für Kulturzwecke herauszudrücken! Diesmal wurden über 500 000 M. mehr an Diäten und Gehältern gezahlt, und sie haben keinen Mucker gemacht. Freilich, es waren ja Steuergelder und von ihrer Verwendung konnten nur sie einen Nutzen haben. Wurde der Antrag Gesetz, dann brauchte man künftighin weniger Wahl- und Agitationsgelder, und auch der Vortheil sprang in die Augen. Und so strebte und arbeitete man, hielt

Buß- und Erbauungspredigten Tag für Tag. Aber die Sache ging schief. Trotz der halben Million und aller Mühen und Anstrengungen hatte man zum Schluß nichts gefangen als den Herrn Schoof; das war wohl der höchste Preis, der jemals für eine Stimme aufgewandt wurde. So hoch kommt der anglikanischen Bibelgesellschaft nicht einmal ein getaufter Heide. Das beantragte Vereinsgesetz fiel. Und zwei Tage, nachdem es auf der Strecke geblieben, da kam erst der Hauptträger. Vor dem Potsdamer Bahnhof knallten 150 Patronen für „Rauberpistolen.“ Wenn das am Sonnabend vorher sich ereignet hätte? Es läßt sich nicht so leicht sagen, was dann geschehen wäre. Thatsache ist, daß Geseksanträge schon mit Hilfe von „Rauberpistolen“ durchgedrückt wurden und durch Pistolenschüsse, deren Kugeln man heute noch sucht.

Wenn nicht alles täuscht, wird der Arbeitsausschuß der verfloffenen Berliner Gewerbe-Ausstellung mit seinen Garantiefonds-Zechnern noch manchen Verdrüß erleben. Die Herren, die 50 pCt. von dem zahlen sollen, was sie gezeichnet haben, sind fürchtbar in Harnisch gerathen, halten Versammlungen ab und fordern Kühnemann u. Co. ganz kategorisch auf, endlich einmal „ordnungsmäßige“ Rechnung zu legen. Was ist mit den 108 000 M., so fragen sie, die „für Diverses“ ausgegeben wurden? Wie verhält es sich mit den 236 000 M., die unter der Rubrik „für Vergnügungen“ gebucht sind? Und mit den 328 000 M. „für Propaganda“, was hat es damit für ein Bewandniß? Wie kommt es denn überhaupt, daß, während die Einnahmen der Ausstellung nur um 300 000 M. gegen den höchsten Voranschlag zurückgeblieben sind, die Ausgaben den Voranschlag mit 5 Millionen überschritten haben? All das fragen die Erboiten. Aber sie haben bis heute keine Antwort erhalten und werden auch keine erhalten, wie der Arbeitsausschuß einem von ihnen geschrieben. Zu was denn auch! Die Sachen sind gebucht und damit fertig. „Zahl Kravaten!“ meint der Ausschuß. „Unvorbereitet trifft es Euch ja nicht.“ Und damit hat er Recht. Erst hieß es, es würden wohl 20 pCt. des Garantiefonds in Anspruch genommen werden müssen. Dann stieg die Quote auf 30 pCt. Jetzt verlangt man, abgesehen von dem, was da noch kommen mag, 50 pCt. der gezeichneten Summen. Es steckt Humanität in diesem Verfahren, dieselbe Art von Humanität, die der Mann anwandte, der seinem Hund den Schwanz stückweise abschneidete, „damit es nicht so wehe thäte.“ Mitleid braucht man deshalb mit den Garantiefondszeichnern noch nicht zu haben. Es ist ja bei ihnen nicht wie bei armen Leuten. Die Herren glaubten mit der Ausstellung ein Geschäft zu machen und haben sich getäuscht. Sie gaben sich den Arbeitsausschuß, den sie wollten. Wenn sie jetzt greinen, so ist das ihre Sache. Mögen sie den dem Vereinsgesetz nachtrauernden Junkern die Hand reichen: Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Wer schießen will, muß erst laden, sonst geht nichts heraus. Wer ein Geschäft machen will, muß etwas riskiren. Zu der Ansicht bekennen sich sogar die Kirchengemeinden in Berlin. Sie verlangen Entschädigung, wenn ein Unternehmer ein Haus baut, das mit seinen Fenstern auf den Kirchenplatz schaut. Einer hat einmal in seiner Recheit darauf losgebaut; man hat ihm durch vier Etagen die Fenster zugemauert bis auf ein kleines Guckloch. Ja, man verlangt noch mehr. Ehe die Firma Siemens u. Halske die Erlaubniß erhielt, ihre elektrische Hochbahn über den Augusta-Viktoria Platz an der Kirche vorüberzuführen, die einst die Kameelinschrift trug, mußte sie sich verpflichten, die Ueberführung nach Anordnungen des Bauath's Schwächen in einer zur Kirche passenden Weise herzustellen. Sie mußte ferner die bindende Zusicherung geben, daß sie das Haus an der Ecke der Tauenzienstraße und des Kurfürstendamms ankaufen und an seiner Stelle ein zweites Romanisches Haus mit einem großen Vorgarten errichten werde. Wenn man sich die Sache überlegt, erscheint sie einem als einer der wenigen Fälle, in denen der Protestantismus mit der Aesthetik Verührung suchte. Allerdings unter „Kunst“ wird die Firma die Ausgaben nicht buchen, vielleicht aber unter „Diverses“ oder unter „allgemeine Geschäftskosten“.

Es mehren sich, besonders in Norddeutschland, die Fälle, daß Leute, die als Zeugen vor Gericht stehen, wegen Ungebühr bestraft werden. Vor Jahr und Tag wurde in einer preussischen Stadt am Main ein Mann verurtheilt, weil er den Vorsitzenden „unausgesetzt fixirt“ hatte. Vor wenigen Tagen dikirte man in Liegnitz einer Zeugin 10 M. Geldstrafe, weil sie gelacht haben sollte. Die Frau bestritt dies, sie habe so wie so schon Angst genug, daß sie vor Gericht erscheinen müsse, — sie wurde verurtheilt. Diese häufiger werdenden Strafen wegen Ungebühr könnten ihren Grund darin haben, daß die Leute sich vor Gericht jetzt ungezwungener benehmen als früher. Wir glauben das nicht. Die zwei mitgetheilten Fälle deuten vielmehr nach einer anderen Richtung. Man empfindet etwas leicht als Ungebühr, wenn man seine Stellung, seine Person sehr hoch, alle anderen sehr niedrig einschätzt, die Man wird nervös und ärgert sich, wenn einem vor Ueberarbeit die Nerven zucken. Beide Fälle scheinen hier manchmal vorzuliegen. Dazu kommt noch etwas anderes. Der heutige Richter stammt aus der besitzenden Klasse. Wenn er nicht ein Studium darauf verwandt hat, weiß er nicht, wie „die da unten“, die Besitzlosen, fühlen und denken. Er kennt nicht ihre Gewohnheiten und Umgangsformen. Je mehr er nun ein Produkt seiner Klasse ist, desto peinlicher wird er daran sehen, daß die Umgangsformen, die bei seinen Klassenossen im Gebrauch sind, überall da angewandt werden, wo er etwas zu sagen hat. Da „die

da unten" diese Feinheiten in vielen Fällen nicht beherrschen, auch nicht verstehen, ist der Konflikt gegeben. Nehmen wir einmal den Fall mit der lachenden Zeugin. Der Richter mag die Frau lachen gesehen haben, und sie hat doch nicht gelacht. Was sich auf ihrem Gesicht zeigte, war das Lächeln der Verlegenheit. Der Bauer zeigt es jedesmal, wenn er mit einem Höhergestellten zu thun hat, von dem er weiß oder fürchtet, er könnte ihm schaden. Dieses Lächeln, es sagt nichts weiter als: "Thue mir nichts, ich thue Dir ja auch nichts." Freilich, wer dieses Lächeln nicht kennt, der sieht nur die Miene und richtet danach sein Verhalten. Zwischen geschriebenem Recht und Volksrecht gähnt in vielen Stücken eine Kluft. Der, welcher das geschriebene Recht vertritt, wird seinen Standpunkt um so stärker zu schützen suchen, je heftiger er angegriffen wird. Und so deutet denn die zunehmende Nervosität im Formellen auch darauf, daß man den wunden Punkt seiner Stellung sehr wohl kennt. —

Kleines Feuilleton.

— **Heine'scher Wis.** Im Jahre 1823 sagte Heine von Franz Horn über dessen Kommentar zu Schiller's Werken: "Was hat er aus Schiller gemacht? Eine Art holländische Festsung, ein Bergen ob Zoom! Er hat ihn ganz unter Wasser gesetzt!" Als Heine von Göttingen nach Berlin kam, mußte er als Student eine Aufenthaltskarte vom Staatsrath Schulz haben. Dieser sehr strenge Herr fragte ihn nach seinen Absichten und warf ihm vor, daß er sich bereits durch seine Ansichten verdächtig gemacht habe. "Mein Gott," sagte Heine lachend, "ich habe immer dieselben Ansichten wie die Regierung selbst; ich habe gar keine!" Als Heine im Sommer 1829 in Potsdam wohnte, kam er oft nach Berlin, um seine Bekannten zu besuchen. Eines Abends kam er mit Eduard Gans aus dem Thiergarten zu Mendelssohn-Bartholdy und erzählte dort unter anderem: "Wir haben uns unterwegs Nelken gekauft. Ich habe die meinigen zerpfückt und ins Wasser geworfen, und Gans hat" — mit müdem, wehmüthigem Tone sprach er das weitere — "die feinigten gegeben." —

— **Brahmanen = Schlaueit.** Eine Mutter kommt in den Tempel, um über das Geschlecht ihres erwarteten Kindes Auskunft zu erhalten. Sie erhält die Antwort: "putraputri". — Liest man dieses Wort putra putri, so bedeutet es: "ein Sohn nicht, eine Tochter"; liest man putra naputri, so heißt es: "ein Sohn, nicht eine Tochter"; liest man ohne Verbindung putra na putri, so ist der Sinn: "weder Sohn noch Tochter". Nun kann die Frau dem Spruche die Deutung unterlegen, die ihr Herz wünscht: der Brahmane wird seinerzeit auf jeden Fall Recht haben. —

Theater.

— Die nächste Theatersaison in London wird eine Sensation bringen. Mr. Mansfeld eröffnet sein Theater mit einem neuen Stücke Oskar Wilde's, das dieser im Zuchthause entworfen und zum theil auch dort schon geschrieben hat. —

Musik.

— er — **Aus der Woche.** Neues Operntheater. Eine Aufführung von Meyerbeer's "Hugenotten" ließ die Inferiorität der heuer engagierten männlichen Solisten gegenüber ihren weiblichen Kollegen deutlich erkennen. Die Herren Durrian (Raoul), Wittkopf (Marcel) und Rosit (St. Bris) zeigten zwar kleine gefangliche Tugenden, aber nicht den Reichtum an bedeutenden Mitteln, welche die Damen Reini (Valentine), Grabl (Page) und Reini (Königin) als werthvolles künstlerisches Eigenthum entfalteten. — In Wagner's "Lauhäuser" bot Herr Demut als "Wolfram" eine schauspielerische und gesungliche Leistung, die von einem großen Ideale getragen war. Herr Kraus fehlt für den "Lauhäuser" die hervorragende Fähigkeit, die geistige Bedeutung dieser Gestalt auszuprägen. Er singt die Noten und Worte, aber er hat ihren Inhalt noch nicht seelisch erlebt. —

— Im Theater des Westens bildeten zwei Gastspiele des Münchener Hofopernsängers Bertram genußreiche kleine Ereignisse. Als "Zar" in Vorhug's "Zar und Zimmermann", einem Werke, das mit seiner melodischen Ursprünglichkeit und scharfen Beobachtungsgabe, seinem anmuthigen Stile und originell verben Wize immer fortlebte, wirkte der Künstler durch seine prächtige ausdrucksfähige Erscheinung, die nicht gewöhnliche Intelligenz seiner individualisirenden Darstellungskunst und den unberührten Klanggehalt seines Stimmmaterials, das allerdings nach der Höhe zu keine allzu weiten Grenzen hat und nicht frei von einem lehligen Beigeschmacke ist. Als "Fluth" in Nicolai's "Luftige Weiber" wies der Gast dieselben Vorzüge nebst idealer Deutlichkeit der Aussprache auf und war seiner (ihm nicht bloß auf der Bühne) angehörenden "Frau Fluth" ebenbürtig, die von Frau Bertram-Moran-Olden mit einer in unseren Tagen geradezu erstaunlichen Gesangskunst, mit schauspielerischer Vielseitigkeit und den üblichen musikalischen Anarten der Künstlerin ausgestattet wurde. Während Fr. Sedele als "Frau Reich" durch ihre reizende Erscheinung und ihren sympathischen Mezzosoprann sehr anmuthig wirkte, erregte die von allem Wohlklang verlassene Tenorstimme eines Herrn Studemund eine aus Heiterkeit und Unwillen zusammengesetzte Entrüstung. Das Gebrechen der Morwiz-Oper, über keinen auch nur bescheidenen Ansprüchen ge-

wachsenen Tenor zu verfügen, machte sich leider auch in der Ausführung von Weber's "Freischütz" bemerkbar. Die Oper des deutschen Romantikers, die zu unsern wenigen, im Boden stärkster und zärtlichster Volksthümlichkeit wurzelnden musikalischen Nationalwerken gehört, fand bis auf den Sänger des "Max" eine ganz treffliche Interpretation. Wir trauen, angesichts vorübergehender Lichtpunkte in der Cantilene, den Intentionen des Herrn Buchwald gutes zu, aber die gläserne Sprödigkeit dieser Tenorstimme und die illusionseindliche Erscheinung des Sängers lassen seine Leistungen stets mehr als mittelmäßig erscheinen. Fr. Kahler (Agathe) sang ihre beiden Arien in vornehmer und zugleich effektvoller Weise, ohne technisch und musikalisch völlig einwandfrei zu bleiben. Fr. Saccur (Nenchen) ist eine kleinfigürliche und kleinstimmliche Soubrette mit beweglichem Darstellungstalent, die sich eine starke freund- und verwandtschaftliche Begeisterung ins Theater mitgebracht zu haben schien. Herr Keller war ein ausgezeichnete "Caspar". —

— Verdi, der sich zur Zeit in Monte Catini aufhält, hat dort ein neues "TeDeum" beendet und arbeitet jetzt an einem Requiem, das bei seiner Beerdigung ausgeführt werden soll. —

Aus dem Thierleben.

— **Kabelressende Insekten.** Daß selbst die in den Tiefen der Meere liegenden Kabel Beschädigungen durch Thiere ausgeführt sind, ist eine bekannte Thatsache. Namentlich sind es gewisse Mischelthiere, z. B. der Schiffbohrwurm (Teredo), der sich an die Kabel-Schutzdrähte gern ansetzt und, wo irgend die Drähte nicht fest aneinander liegen oder sonst ein geeigneter Angriffspunkt zum Eindringen in das Innere des Kabels vorhanden ist, sich in die Guttapercha einbohrt und dadurch das Kabel unbrauchbar macht. Auch in der Insektenwelt haben die unterseeischen Telegraphenleitungen, wie nach "Stahl und Eisen" ein von den "Comptes rendus" aus Tonkin herichteter Fall lehrt, ihre Feinde. Hier waren es Termiten, welche durch Aufzehrung des Isolationsmaterials ein Kabel in verhältnismäßig kurzer Zeit untauglich gemacht haben. Das im Juli 1894 vorgelegte, von Halphong ausgehende Unterseekabel zeigte schon zu Anfang des Jahres 1895 Stromverluste, die sich nach und nach so steigerten, daß in der ersten Hälfte des vorigen Jahres seine Auswechslung erfolgen mußte. Das Kabel enthielt drei aus je sieben Kupferdrähten bestehende Leitungen, welche abwechselnd durch Lagen von Guttapercha und Chatterton umschlossen waren. Die drei Leitungen waren mit drei tanninhaltigen, die Zwischenräume ausfüllenden Lagen verflochten und außerdem von tanninhaltigen Jute- und Baumwollenbändern umwunden. Zum Schutze gegen äußere Beschädigungen war es von einer Blei-Dröhre umgeben. Die Fehlerstellen wurden in der Stadt Halphong gefunden, wo das Kabel fast seiner ganzen Länge nach wegen des nur wenig den Meeresspiegel überragenden, schlammigen, stets feuchten und etwas salzhaltigen Bodens in Zement eingebettet war. Bei der Untersuchung der ausgeschnittenen Fehlerstücke fanden sich im Innern des Kabels 2 bis 3 Millimeter weite Bohrgänge und an mehreren Stellen die Köpfe der Termiten. Ob diese, um in das Kabel zu gelangen, erst die Blei-Dröhre durchbohrt haben, konnte nicht festgestellt werden; vermuthlich haben sie die von den Blei-Dröhren befreiten Enden oder zufällig verletzte Stellen der Blei-Dröhre als Eintrittsweg benutzt, um zunächst innerhalb der Jute- und Baumwollenhülle vorzudringen. Von da aus verzehrten sie die Lagen und Guttapercha-Überzüge und verschmähten nur die nackten Metalle Kupfer und Blei. —

Medizinisches.

— **Das Schwarzwasserfieber,** welches als neue Tropenkrankheit in letzter Zeit viel genannt wurde, erweist sich als ein Kunstprodukt, als eine Chininvergiftung. Dr. G. Below in Berlin gelang es, auf grund eigener Erfahrungen und unter Hinweis auf die berühmtesten Heineemann'schen Berichte vom Golf von Mexiko, sowie interessante Mittheilungen des Regierungsarztes Dr. Dämpfolski aus Neu-Guinea den Nachweis zu führen, daß es sich im "Schwarzwasserfieber" um eine ähnliche Erscheinung handelt, wie sie auch in Gelbfiebergegenden vorkommt, eine Folge der namentlich bei Engländern und Amerikanern üblichen unsinnigen hohen Chinindosen. Der Krankheitszustand ist dem Gelbfieber ähnlich, nur daß derselbe nicht übertragbar ist. Die Plasmodien, die Malaria-Schädlinge, welche sich beim Wechselstieber der Tropen in den rothen Blutkörperchen einnisten und vermehren, machen diese, die sonst kein Chinin in sich aufnehmen, für Chinin durchgängig, nachdem sie einmal angegriffen und brüchig geworden sind. Die Plasmodien selbst sterben durch das Chinin, das für sie ein Gift ist, in ihren wirthlichen Behausungen, wo sie sich angesiedelt haben, ab, quellen auf, besten und bald geschieht dasselbe mit ihrer Behausung: das rothe Blutkörperchen selbst quillt, platzt und der früher davon unzertrennliche rothe Blutfarbstoff tritt aus dem zerstörten Blutkörperchen aus und geht in den Blutstrom, in das Serum, über. Hier verursacht der bald sich zeretzende rothe Blutfarbstoff, das Hämoglobin, allgemeine Vergiftungserscheinungen im Körper: Fieber, Uebelkeit, Schwindel, Delirien, Schwäche. Zwar bemühen sich Leber wie Nieren alsbald, die schädlichen Zeretzungsstoffe des rothen Blutstoffes aus dem Körper heraus zu schaffen. Dies geschieht nicht ohne die bekannten Symptome der Gelbsucht, wobei Blutfarbstoff zeretzt wird und in die Haut und Schleimhäute sich ablagert; die Nieren werden oft bei dieser ihrer Reinigungsarbeit von

der Uebermasse zerstörten Blutmaterials in ihren feinsten Kanälen verstopft und mancher muß an dieser Nierenverstopfung (Anurie) zu grunde gehen, weil er, um die Malaria-Plasmodien in seinem Körper abzutöden, soviel Chininsalz (nach englischem Muster theelöffelweise) geschluckt hat, daß dadurch zugleich mit den Plasmodien eine Menge Blutkörperchen, in denen sie sich eingekapselt hatten, zu grunde ging, wobei das in der Blutflüssigkeit sich auflösende Gift, das aus Hämoglobin sich bildende Melanin, das durch Leber und Nieren nicht vollkommen fortgeschafft werden kann, Unheil anrichtete. Das sogenannte Schwarzwasserfieber, die Chinivergiftung, gleicht dem Gelbfieberanfall mit Gelbsucht, Blutabgängen, mangelnder Milzschwellung und mangelnden intermittirenden Temperaturkurven, wobei kein Chinin hilft, so auf's Haar, wie die Cholera nostras der Cholera asiatica, bloß bis auf das eine hin, daß sie nicht übertragbar sind und nicht epidemisch auftreten, wie das wirkliche Gelbfieber und die wirkliche asiatische Cholera. Bezeichnend für die Geschichte des Schwarzwasserfiebers ist, daß dasselbe vor Erfindung der Chininsalze gänzlich unbekannt war. —

Astronomisches.

t. Neue Venusbeobachtungen hat der Astronom E. Fontenay von der Sternwarte der Akademie der Wissenschaften in Barcelona den „Astronomischen Nachrichten“ mitgetheilt. In den ersten Monaten des Jahres war der Himmel für dieses spanische Observatorium fast immer klar und die Luft rein und ruhig zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Auffallend war zunächst, daß die schärfsten Bilder nicht zur Zeit der größten Helligkeit des Planeten, sondern zwischen dieser und der Zeit des Viertels erhalten wurden, was durch Verhältnisse auf dem Planeten selbst bedingt sein muß, da die übrigen Sterne in ihrer Helligkeit in diesen Zeiten unverändert blieben. Die Farbe des Planeten war im allgemeinen braun, etwas ins grünliche spielend, die hellsten Gegenden erschienen weniger gefärbt, zeitweise fast weiß. Die bemerkbaren Zeichen auf der Venus bestehen in helleren und dunkleren Flecken, deren Einfluß auch an dem Verlauf der Grenzlinie zwischen Tag- und Nachtseite des Planeten zu erkennen ist, indem diese bei den dunkleren Flecken mehr konvex, bei den helleren mehr konkav verläuft. Bemerkenswerth ist noch, daß die Hörner der Venusfichel in den Schatten hinein verlängert erscheinen, besonders bei den Beobachtungen am hellen Tage. Die Schattenseite des Planeten ist zum theil nicht völlig dunkel, sondern violett gefärbt. Nach allen aufgenommenen Zeichnungen ist es wahrscheinlich, daß die Venus ihre Stellung zur Sonne nicht verändert, sich also in 224 Tagen um ihre Achse dreht (Brenner u. A. behaupten eine Umdrehungszeit von 23 bis 24 Stunden). Die Achse des Planeten steht fast senkrecht auf der Fläche seiner Bahn um die Sonne. Die weißen Flecken an den Polen sind kaum, wie auf dem Planeten Mars, als Schneeflächen zu deuten, man müßte sonst annehmen, daß solche Schneemassen sich auch längs der ganzen Grenzlinie zwischen den Gebieten ewigen Tages und denen ewiger Nacht finden müßten; hier sind aber nur einige wenige helle Flecken sichtbar, die freilich an Glanz zum theil die Polargegenden noch übertreffen. Die Atmosphäre der Venus ist jedenfalls von erheblichem Einfluß auf die Sichtbarkeit des eigentlichen Planeten, und oft schwimmen in dieser Atmosphäre weiße Wolken. Auch die violette Beleuchtung der Nachtseite deutet auf eine ziemlich dichte Atmosphäre, da dieses Licht nur durch Dämmerungserscheinungen erklärt werden kann. Weitere Beweise für die bedeutende Dichte der Dunsthülle sind die Eintönigkeit der Färbung und das verwischte Aussehen aller Details, letzteres ist allen Astronomen als charakteristische Eigenschaft des Planeten Venus bekannt. —

Bergbau.

— Eines der merkwürdigsten Bergwerke befindet sich in der französischen Kolonie Tonkin und zwar in der Nähe der Hauptstadt Hanoi. Dasselbe liefert nämlich als Ausbeute Holz, welches dort in einer Tiefe von 5—6 Metern in dem nur aus Sand bestehenden Erdboden in Lagern von mächtiger Ausdehnung vorhanden ist. Diese Holzlager sind die Ueberreste großer Wäldungen, welche vor vielen Jahren an dieser Stelle durch Erdbeben, Fluthwellen oder ähnliche Ursachen zu grunde gingen. Das Holz ist infolge seiner harzigen Beschaffenheit und der trockenen Lager in Sandboden noch so gut erhalten, daß die Einwohner das in Stämmen bis zu 1 Meter Durchmesser und 15 Metern Länge vorkommende Holz zu allen nur möglichen Gegenständen und Kunstsachen verarbeiten können. —

Humoristisches.

— Ueber den Bureaokratismus macht sich Alfred Capus im „Figaro“ lustig. Er erzählt: Ein Steuerzahler, häufig in das Bureau eines hohen Beamten eintretend: „Ah! Gut, daß ich Sie finde . . . welch' ein Glück!“

Der Beamte. Sie haben mich um eine Audienz gebeten. Ich gewähre Sie Ihnen. Was wünschen Sie?“

Der Steuerzahler. „Wir haben wenig Zeit . . . wir müssen uns beeilen . . .“

Der Beamte. „Man muß sich nie beeilen. Sprechen Sie.“

Der Steuerzahler. „Wir haben bei uns eine Brücke, die einzufürzen droht.“

Der Beamte. „Ah! Ah! Also eine Brücke?“

Der Steuerzahler. „Ja. Man sagte mir, ich müßte mich an Sie wenden . . .“

Der Beamte. „Allerdings.“

Der Steuerzahler. „Wir brauchen diese Brücke, um über den Fluß zu kommen; und nun wird sie freilich trotz der Gefahr doch benutzt. Aber die Sache ist sehr bedenklich. Jeder Augenbl . . .“

Der Beamte. „Wünschen Sie, daß die Brücke in stand gesetzt werde?“

Der Steuerzahler. „Natürlich.“

Der Beamte. „Nichts leichter als das.“

Der Steuerzahler. „Ah!“

Der Beamte. „Die Regierung wacht über die Interessen aller Bürger. Wenn sich irgendwo ein Unglück ereignet, so ist nie die Regierung daran schuld, sondern die dummen Kerle, diese hirnverbrannten Köpfe, kurz alle jene Leute, die die Verordnungen nicht befolgen wollen.“

Der Steuerzahler. „Ja, aber unsere Brücke? . . .“

Der Beamte. „Ihre Brücke, die nicht mehr tragfähig ist? Ich will Ihnen den Weg angeben, wie man eine Brücke vor dem Einsturz schützt. Ihr Bürgermeister braucht bloß ein Gesuch aufzusehen, in dem um die Ernennung einer Kommission behufs Prüfung der Brücke gebeten wird, und dieses Gesuch, das von allen Einwohnern unterzeichnet sein muß, ist der Präfektur einzureichen. Der Generalsekretär des Präfektes wird es dem Bezirks-Ingenieur überweisen, der dann seinerseits dem Minister darüber Bericht erstattet. Der Minister läßt diesen Bericht von den zuständigen Beamten prüfen und begutachten, worauf der Bericht an uns zurückgelangt. Wir ernennen dann eine Untersuchungskommission, die ihre Brücke an Ort und Stelle zu prüfen hat. Wenn diese Kommission das Urtheil fällen sollte, daß Ihre Brücke dem Einsturz nahe ist, so verfaßt sie einen diesbezüglichen Bericht. Nach Prüfung dieses Berichtes wird eine nochmalige Untersuchung durch Superrevisoren angeordnet, welche sich darüber zu vergewissern haben, daß die erste Untersuchungskommission ihre Aufgabe gewissenhaft und ordentlich gelöst hat, denn man kann nie genug Vorsichtsmaßregeln treffen . . .“

Der Steuerzahler; „Aber wenn die Brücke nun jetzt gleich einstürzt?“

Der Beamte. „Wenn die Brücke einstürzt, wird eine Kommission ernannt werden zur Feststellung der Ursachen des Einsturzes. Sie sehen, mein lieber Herr, daß Sie nichts zu befürchten haben. . . . Ich habe die Ehre. Auf Wiedersehen!“

Vermischtes vom Tage.

li. Ein neues Wort. Im Wochenblatt in Thale a. S. findet sich folgendes Inserat: „Geübter Fremdenfänger, der bereits für hiesige Hotels thätig war, wird gegen hohe Provision gesucht von . . .“

— Bei einer Waldübung der in Minden i. Westf. stehenden Pioniere wurde durch einen gefällten Baum ein Soldat getödtet, ein zweiter schwer verlegt. —

— In Riesenburg (Westpr.) hat eine Glaserfrau sich und ihre Tochter umgebracht, weil sie von ihrem Mann schlecht behandelt wurde. —

— In Beuthen O.-Schl. herrscht der Typhus. Bis jetzt sind ungefähr 100 Erkrankungen amtlich konstatiert worden. —

— In Wien ist der Historiker Alfred v. Arneth, der Präsident der Akademie der Wissenschaften, gestorben. —

— Zu Andree's Ballonfahrt. Stockholm, 31. Juli. Ein Dampfboot, welche auf der Fahrt nach dem Jenissei sind und in diesen Tagen Wardoe passiren, wurden ersucht, die Gewässer, in denen der Kapitän des „Dortrecht“ den ballonähnlichen Gegenstand gesehen hat, genau abzusuchen. —

— Gothenburg, 31. Juli. Ein früherer Walfischfänger schreibt dem Blatte „Goeteborg's Handels-tidning“, er habe auf der vom Kapitän des „Dortrecht“ bezeichneten Stelle an der Murmanischen Küste bei der Insel Kildin in großer Entfernung viele todt Walfische auf dem Meere treiben gesehen; dieselben hätten wohl mit einer Ballonhülle verwechselt werden können. —

— Dieser Tage wurde in Brescia (Italien) eine Guarneri-Geige aus der Hinterlassenschaft des kürzlich dort verstorbenen Konservatorium-Direktors Bazzini an einen Leipziger Antiquar um den Preis von 16 000 Lire verkauft. Die Violine hatte seinerzeit Bazzini 3000 Lire gekostet. —

— Bei Alcudia auf den Balearen ist das Bergwerk am Meere überschwemmt; neun Arbeiter sind umgekommen. —

— 3200 Mark für ein Ei. In London wurde kürzlich ein Ei des großen Auk für 160 Guineen versteigert. —

— Nach einer soeben vom britischen Handelsamt veröffentlichten Statistik über die Schiffsunfälle an den Küsten des Vereinigten Königreiches sind im Berichtsjahre 1895/96 (das Berichtsjahr schließt mit dem 30. Juni) 4620 Schiffsunfälle vorgekommen, d. h. 267 weniger als im Vorjahre. Von den 4620 Schiffsunfällen hatten 140 Verlust von Menschenleben zur Folge. In 1547 Fällen stießen Schiffe zusammen. Gegen alle Annahme kollidirten mehr Schiffe bei Tage als bei Nacht. Gewöhnlich stießen Dampfer und Segelschiffe zusammen. 458 Seeleute sind im Jahre 1895/96 ertrunken. —